Zwei Minuten Glück

Migration Majid Diallo ist 27 und will weg aus Afrika. Doch seine Überfahrt nach Italien scheitert, er macht sich auf den langen Weg zurück nach Guinea. Die Geschichte seiner Reise zeigt, warum es für viele Migranten keine Heimkehr gibt. *Von Fritz Schaap, Fotos: Sascha Montag*

Vier Tage und 15 Stunden bevor Majid Diallo in sein Dorf im Norden Guineas zurückkehren und den Traum der anderen zerstören wird, bevor er seiner Mutter sagen wird, dass er ihr kein Haus bauen wird, dass er dem Dorf keine Schule schenken, den Dorfvorsteher nicht beim Aufbau der Mangoplantagen unterstützen wird, läuft er eine ausgestorbene, staubige Straße entlang, zu einem der vielen Busbahnhöfe Niameys, der Hauptstadt Nigers.

Er schaut in den Himmel, wo die Flughunde kreisen. Fragend. Ein kleiner Mann, 1,68 Meter, schätzt er. 27 Jahre alt. Zurückhaltend, mit wachen Augen. Eine zerschlissene Trainingsjacke über dem Muskelshirt. Ein paar Narben wie verirrte Sommersprossen im Gesicht.

Er schiebt sich die Kopfhörer auf die Ohren. Wie Mickymaus sehe er damit aus, haben die anderen immer gesagt, die noch in Libyen sind oder tot. Er hatte Glück. Diallo läuft auf dem Boulevard Mali Bero in Richtung Norden. Auf einer dieser breiten Straßen Niameys, auf denen nie Stau herrscht, weil es dafür nicht genug Autos gibt. Niamey, wo roter Staub den Boden bedeckt. Die Stadt, durch die fast jeder Migrant in Westafrika kommt, auf dem Weg in den Norden Nigers, nach Agadez, dem Drehkreuz, von dem aus die Schmuggler die Migranten weiter in die Wüste fahren. Auf den Ladeflächen ihrer Pick-ups, hinein nach Libyen.

Niamey, die Stadt aber auch, die nun zur Drehscheibe für die geworden ist, die aufgegeben haben. Die zurückfahren in ihre Heimat. Wie Majid Diallo.

Diallo ist, was die Europäische Union sich wünscht. Ein Migrant, der umkehrt, bevor er europäischen Boden erreicht hat. Um mehr wie ihn zu haben, bildet die EU Sicherheitskräfte in Niger aus, lässt Zäune bauen, unterstützt dubiose Milizen, die in Libyen die Küste sichern sollen. Pumpt Hunderte Millionen Euro in die Sahelzone. Diallo ist für die EU ein Erfolg.

Ein junger Mann, der loszog, um seiner Mutter ein Haus, seinem Dorf eine Schule zu bauen, der früher unter den Akazien mit einem platten Ball kickte, der dem Nachbarn zum Spaß die Hennen stahl und der, weil er zu arm ist, noch immer nicht heiraten will, da er seinen Kindern nicht zumuten möchte, was das Leben ihm zumutet. Und der nun wieder zurück nach Hause muss.

15,9 Millionen Migranten gab es laut der jüngsten Studie der Internationalen Arbeitsorganisation in Genf 2014 in Afrika. Durch die EU-Politik sind die Zahlen derer, die durch Niger nach Norden ziehen, von 333 000 im Jahr 2016 auf knapp 70 000 im Jahr 2017 gesunken, so die Zahlen der Internationalen Organisation für Migration (IOM). Das liegt laut IOM aber auch daran, dass die Migranten nun neue, oft noch gefährlichere Routen wählen, auf denen sie nicht erfasst werden. Nur wenig mehr als 7000 Männer und Frauen hat die IOM im vergangenen Jahr bei ihrer Rückkehr aus Niger nach Hause unterstützt. Um zu verstehen, warum es so wenige sind, muss man den Weg zurückgehen. An den Ausgangspunkt.

In Niamey liegen vor Diallo mehr als 3500 Kilometer hinein in eine Vergangenheit, von der er nicht weiß, wie sie ihn empfangen wird. Denn die Vergangenheit ist nie, wie man sie zurückgelassen hat.

Sein Traum damals, als er aufbrach: Italien, ein Job auf dem Bau, eine Wohnung. Er schickt seinen Eltern Geld, abends schreibt er ein Buch. Über Afrika und seine Familie. Über Träume. Und hört Julio Iglesias.

Sein Traum heute: Sein Dorf wird ihm vergeben; er wird recht behalten mit dem, was er seinen Mitreisenden sagte, die nicht umkehren wollten: Sie werden mich willkommen heißen.

Diallo läuft an der heruntergekommenen Station der rostzerfressenen Billigbusse vorbei. Ein Feld, halb Staub, halb Müllplatz, auf dem die Busse zwischen zerfetzten Plastiktüten in die Nacht qualmen und in dessen Ecke vier Gestalten kauern. Es sind Yapi, Frau Adama mit ihrer fünfjährigen Tochter und Mohammed, der 15-Jährige, der nicht mehr sprechen will, seitdem er in Libyen war. Sie sitzen unter einem Eukalyptusbaum, auf einer roh gezimmerten Holzbank, gefangen zwischen ihren Erwartungen und ihrer Angst. Sie bewegen sich kaum, denn jede Bewegung kostet Energie.

Seit zwei Monaten haust Yapi hier, am Rand der Busstation. Jahrelang war er eine Art schlecht bezahlter Haussklave in Algerien. Dann haben sie ihn aus dem Land geworfen. Nun will er zurück, nach Algerien oder nach Libyen. An den Sklavenmärkten vorbei nach Europa.

»Denn umkehren kann ich nicht«, sagt er. Ein kräftiger Mann in einer staubigen Lederjacke, auf dessen Armen die Venen hervortreten. Müde Augen, in denen sich Gelb und Rot mischen.

»Meine Eltern, meine drei Geschwister, meine Frau und meine zwei Kinder. Alle erwarten, dass ich ihnen Geld schicke. Ohne Geld kann ich nicht nach Hause. Nie. Bei uns ist das Leben Leiden. Ein Mensch sollte nicht leiden müssen.«

Wer aber leidet, muss dahin gehen, wo weniger Leid ist. Die vier haben das nicht geschafft. Und so sitzen sie, wie jeden Abend, wie jeden Tag, unter dem Eukalyptusbaum und schauen auf die Busse, die auf den Platz rollen, auf die Menschen, die vorbeiziehen, so wie Diallo an diesem Abend.

Diallo schaut kurz hinüber, zögert und schiebt die Daumen unter die Gurte des Rucksacks, in dem er sein Leben trägt. Ein Paar Schuhe, zwei Hosen, drei T-Shirts ohne Ärmel, eine grüne Zahnbürste und eine Tube Colgate. Dann geht er weiter, schreitet auf den beleuchteten Hof von »Rimbo Transport Voyageurs«, von dem aus die Busse nach Gao, Bamako, Cotonou, Lomé und Abidjan fahren.

Heimzukehren ist für viele Migranten schwieriger, als die Route nach Europa weiterzugehen. Die Schmach ist fürchterlicher als ein möglicher Tod.

Und so kehren die meisten nicht um. Auch wenn sie feststecken, gefoltert werden oder fast ertrinken. Die, die sich das Geld für ihre Reise leihen mussten, noch seltener. Sie probieren es weiter, bis sie Erfolg haben oder sterben. Oder sie richten sich ein in traurigen Zwischenwelten in Nordafrika, in Lagern, in Camps. Und warten. Wer arm ist, der hat nicht viele Versuche. Wer sehr arm ist, hat meist nur diesen einen; und auf den wartet er. Denn wer mit leeren Händen zurückkehrt, wird nicht selten verstoßen.

Diallo hat Angst vor der Rückkehr. Aber er hat es ja versucht mit Europa, sagt er, er hat Libyen überlebt. Er hat von niemandem Geld genommen. »Die Liebe meiner Familie ist doch größer als Geld.« So hofft er zumindest. Denn bisher war Diallos Leben nicht viel mehr als eine Reise auf der Suche nach einem besseren Leben. Für die anderen.

Er ist sieben, als ihn seine Mutter fortschickt aus dem kleinen Dorf in den Binani-Bergen im Norden Guineas, in denen zwar Gold und Aluminium liegen, auf denen sich aber nie genug Essbares anbauen lässt. Er kommt zum Freund eines Onkels,



Rückkehrer Diallo im guineischen Conakry
Die Schmach ist fürchterlicher als der Tod